

HOMO ODYSSEE

Abenteuer eines Weltreisenden

Brent Meersman



ALBINO
=====

Brent Meersman
HOMO-ODYSSEE

HOMO ODYSSEE

**Abenteuer eines
Weltreisenden**

BRENT MEERSMAN

Aus dem Englischen
von Dirk Schiller

ALBINO
=====

1. Auflage

© 2015 Albino Verlag, Berlin

in der Bruno Gmünder GmbH

Kleiststraße 23-26, D -10787 Berlin

Originaltitel: »80 Gays Around the World«

© 2014 Brent Meersman

Aus dem Englischen von Dirk Schiller

Lektorat: Timm Stafe

Umschlaggestaltung & Satz: Robert Schulze

Abbildung Umschlag: shutterstock.com / everst

eISBN 978-3-95985-056-8

ISBN 978-3-95985-039-1

Mehr über unsere Bücher und Autoren:

www.albino-verlag.de

EINLEITUNG

Masree & Dahoud - BANANA ISLAND
Luxor, Ägypten

William - HEIDNISCHE RITEN
Damaskus, Syrien

Anonym - EIN ECHTER BERLINER JUNGE
Berlin, Deutschland

Musa - ZWISCHEN ZWEI WELTEN
Paris, Frankreich

Jussef - DER AUSSENSEITER
Marrakesch, Marokko

Hakim, Asma & Julio - IM DUNKELN IST GUT ...
Rio de Janeiro, Brasilien

Abel / Isobel - GESCHLECHTERTAUSCH
Toronto, Kanada

Chester - DAS UNSICHTBARE GHETTO
New York, USA

Giovanni, José & Santos - SEXPLOITATION
Havanna, Kuba

Sergio - MACHO
Cancún, Mexiko

**Diego, Rico, Gregg, Scott & Kate - BRAVE
BÜRGER**
Mérida, Mexiko

Chavez & Pepe - FÜR EIN PAAR DOLLAR MEHR
Mexiko-Stadt, Mexiko

Michael - ERZENDEL
Los Angeles, USA

Adan & Xolelwa - SCHWARZ UND DÜSTER
San Francisco, USA

Lee & Rex - DAS ENDE DER WELT
Auckland, Neuseeland

Daniel - DIE KLONARMEE
Sydney, Australien

Hiroshi, Hilton & Jiro - AVATARE IM BETT
Tokio, Japan

Leo Ping Lee - DER ZERSCHNITTENE ÄRMEL
Shanghai, China

Jason - DIE VERLORENE ADRESSE
Bangkok, Thailand

Muhammad & Terrence - SINGABORE
Singapur

EPILOG

Indien

EINLEITUNG

Sex zwischen Männern sollte nicht jenen vorbehalten sein, die sich selbst als schwul betrachten.

Nachdem ich mich mit meiner eigenen Homosexualität abgefunden hatte, habe ich ein fast anthropologisches Interesse an der Frage entwickelt, was es bedeutet, sich auf unerklärliche, aber unabänderliche Weise zum eigenen Geschlecht hingezogen zu fühlen. Ich wollte das homosexuelle Leben in all seiner Vielfalt verstehen. Ich habe mich gefragt, wie Männer, die sich sexuell zu anderen Männern hingezogen fühlen, in den verschiedenen Teilen der Erde leben. Wie nehmen sie sich selbst wahr? Wie haben sie über Jahrhunderte hinweg an Orten überlebt, an denen ihnen mit Ablehnung und Hass begegnet wurde?

Ich bin aufgebrochen, um an so vielen Orten wie möglich Antworten auf diese Fragen zu finden. Auf meiner Reise durch sechzig Länder und sechs Kontinente hat sich nicht nur meine Selbstwahrnehmung gewandelt, sondern auch mein Blick auf die sogenannte *schwule* Identität.

Als Leser hat es mich immer geärgert, dass Sex, ein so wichtiger Bestandteil im Leben der meisten Menschen (was sich auch auf Reisen nicht plötzlich ändert), in den meisten Reiseberichten diskret verschwiegen wird, sodass auch

aufregendste Abenteuer schrecklich keusch klingen. Das ist umso bedauerlicher, weil die Erfahrung der Fremde häufig geprägt ist von den intimen Kontakten zu Menschen, die dort leben, wo der Autor nur auf Durchreise ist. Eine unverhoffte Romanze mit einem schönen Fremden verwandelt noch das schäbigste Hotel in einen Paradiesgarten; ein mysteriöser Mann, der Fantasien wahr werden lässt, färbt die Erinnerung an eine Stadt genauso, wie dieser eine, betrügerische Callboy, den man am liebsten aus seinem Gedächtnis streichen würde.

Die Geschichten in diesem Buch sind unzensiert meinen Reisetagebüchern entnommen. Sie handeln von Sex (einige mehr, andere weniger), von Erlebnissen, für die ich mich zum Teil inzwischen schäme, von Liebe und manchmal auch von Gewalt. Ich habe mich gegen eine chronologische Reihenfolge entschieden, doch ist die geografische Nähe, wie ich hoffe, nicht das Einzige, was die Kapitel miteinander verbindet.

Im Verlauf meines kurzen Lebens hat sich mein Land von Grund auf gewandelt, und das gilt auch im Hinblick auf den Umgang mit Homosexualität. Als ahnungsloser Teenager in Kapstadt glaubte ich noch, ich sei der einzige *dieser Art* auf der ganzen Welt. In Südafrika war Homosexualität illegal, ein Verstoß gegen die Gesetze konnte mit Gefängnis bestraft werden. Fast noch schlimmer war das soziale Stigma. Schwule kamen im Fernsehen einfach nicht vor – heute undenkbar. Selbst heterosexueller Geschlechtsverkehr galt den puritanischen Heuchlern, die mein Land regierten, als etwas Schmutziges, das in der Öffentlichkeit nichts zu suchen hatte.

Vor den neunziger Jahren waren in den südafrikanischen Medien keine Geschlechtsorgane zu sehen, mit Ausnahme der Brüste schwarzer Frauen – denn Schwarze waren in

den Augen der Behörden kaum mehr als wilde Tiere. Zeitungen und Zeitschriften versteckten die Genitalien meiner weißen Mitmenschen mit dicken schwarzen Balken, über Brustwarzen wurden Sterne geklebt. Sogar Kunstwerke wurden zensiert. Wenn die Kamera im Staatsfernsehen am Körper von Michelangelos *David* hinabglitt, wurde das Bild unterhalb des Bauchnabels weiß – erst ab den Knien konnte man wieder etwas erkennen. Der einzige nackte Mann, den ich außerhalb unseres Badezimmers jemals zu sehen bekam, war ein Stammesmitglied der Nuba, in einer Ausgabe von *National Geographic*. Kein Wunder, dass wir Sex für etwas zugleich Abstoßendes und Unaussprechliches hielten, für etwas, über das man allenfalls hinter vorgehaltener Hand sprach, um dann sofort in hysterisches Gekicher auszubrechen.

Für die Gesellschaft war ich ein Perverser, und Gott wollte mich tot sehen, so viel war mir immerhin klar. Während ich mich auf mein Studium zu konzentrieren versuchte, besetzte mein Land Namibia, führte Krieg gegen Angola und stand auch selbst kurz vor einem Bürgerkrieg. Fast alle meine Freunde verließen Südafrika, um einer Einberufung in die verhasste Armee zu entgehen.

Ich hatte nicht den Mut dazu. Stattdessen zog ich mit Rucksack und Eurail-Pass mehrere Monate lang kreuz und quer durch die zehn Länder, die damals zu Westeuropa gehörten. Ich hatte meine Jugend im rückwärtsgewandten und kulturell isolierten Südafrika der Apartheid verbringen müssen und hatte einen Heißhunger auf die Buchläden, die Architektur, die Galerien und Museen Europas. Staunend stand ich vor den riesigen Gemälden und all den anderen Kunstwerken, die ich bis dahin nur als blasse Abbildungen aus meiner Enzyklopädie kannte.

Meine sexuelle Identität war immer noch im Werden, und so formte sich beim Betrachten von Cellinis *Perseus*, von

Moreaus unversehrtem *Heiligen Sebastian*, der Männer aus Picassos rosa Periode und der nackten Leiber von Géricault nach und nach eine Art sexuelles Ideal. Ich begann, mich nach männlichen Körpern zu sehnen, die diesen wundervollen Skulpturen und Gemälden gleichkamen. Meine Knie wurden weich, wenn ich ein Gesicht erblickte, das mich an einen von El Grecos Heiligen erinnerte, und mein Herz überschlug sich, wenn ein junger Mann aussah, als sei er soeben einem Gemälde von Botticelli entstieg.

In Westeuropa schmeckte ich den bittersüßen Geschmack der Freiheit und träumte den Traum ungehinderter Selbstverwirklichung. Man konnte sich anziehen, wie es einem gefiel, und konnte äußern, was einem in den Sinn kam. Und nicht zuletzt konnte man lieben, wen man wollte, unabhängig von Geschlecht und Rasse.

Ähnlich wie südafrikanische Rucksacktouristen haben auch britische Aristokraten des achtzehnten Jahrhunderts versucht, den Zwängen ihrer Gesellschaft zu entfliehen. Diese Art des Reisens wurde als *Grand Tour* bekannt und hatte zum Ziel, den Horizont der jungen Männer zu erweitern. Das galt natürlich nicht nur für den Geist, sondern auch für den Körper, üblicherweise in Form von bezahltem Sex in Paris.

Der bekannteste Reisende zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts war vermutlich Lord Byron, der zu einer bisexuellen Erkundungstour über den Kontinent aufbrach. Weitere Homosexuelle folgten, die unterwegs ihre *wahre Identität* entdeckten, sich ihre im pruden England unterdrückten Neigungen eingestanden und dank der relativ offenen Sitten des Kontinents Gelegenheit hatten, fieberhaft ihren Leidenschaften zu frönen – was heute die Strichjungen in Pattaya sind, waren damals die derben italienischen *Ragazzi* mit ihrer dunklen Haut, den wilden Locken und Gazellenaugen.

Manche dieser schwulen Reisenden sind bis heute berühmt, wie zum Beispiel E.M. Forster, W.H. Auden und Christopher Isherwood.

Doch die meisten zeichneten ihre sexuellen Abenteuer nicht auf, und die Männer, deren Bekanntschaft sie machten, verschwanden genauso im Dunkel wie so manches Unausgesprochene in Bruce Chatwins Reiseerzählungen. Natürlich können wir uns denken, was in diesem Dunkel geschah. Doch ich meine, dass es heute möglich sein sollte, davon zu erzählen.

Mit Anfang zwanzig hatte ich mich endlich zu der Überzeugung durchgerungen, dass Homosexualität etwas völlig Natürliches war, auch wenn sie nicht der Norm entsprach. Ich hatte mit Mädchen geschlafen, aber noch nie mit einem Jungen, und diese Erfahrung wollte ich auf meiner ersten Reise nach Europa unbedingt nachholen.

Mein Reisebegleiter war Simon, ein heterosexueller Kumpel aus Schultagen, der in meinem Alter war und zu jener Zeit in London im Exil lebte.

In Paris begleitete er mich auf meine Pilgerreise zum Père-Lachaise, auf dem ich vor allem die Ruhestätte von Oscar Wilde besuchen wollte. Das Grabmal war mit Graffiti von Fans beschmiert, die auf diese Weise ihre unsterbliche Liebe zu Oscar verewigen wollten. Ich ließ das Mittagessen ausfallen, leistete mir stattdessen eine rote Rose und legte sie auf das Grab. Dann sagte ich zu Simon: »Ich glaube, ich bin schwul.« Und ich erzählte ihm, dass ich aus Neugier in eine Schwulenbar gehen wolle.

Als wir dann in Wien eintrafen, das zu dieser Zeit nicht unbedingt für seine lebendige Szene bekannt war, gelang es mir irgendwie, eine Schwulenbar ausfindig zu machen, die passenderweise ›The Why Not‹ hieß.

Simon mit seinem Engels Gesicht war einverstanden, mich am Abend als mein Beschützer zu begleiten.

Als wir ankamen, standen wir vor einer schweren, verschlossenen Holztür. Wir klingelten. In der oberen Hälfte der Tür öffnete sich ein Schlitz, und durch ein Eisengitter musterte uns ein zusammengekniffenes Augenpaar.

Simon fragte stammelnd, ob wir auf einen Drink hereinkommen könnten.

»Sorry«, sagte eine abweisende Stimme mit breitem österreichischen Akzent, »das ist eine Schwulenbar.« Der Schlitz schloss sich wieder.

Ich drückte nochmals auf die Klingel. Dieses Mal öffnete sich die Tür, jedoch nur einen Spaltbreit. »Das ist eine *Schwulenbar*«, zischte der Mann. »Nur für Männer, verstanden? Für homosexuelle Männer.«

»Ja«, sagte ich, »ich weiß. Deshalb wollen wir ja, dass Sie uns reinlassen.«

Der Mann im Türrahmen schaute uns prüfend an. Vor ihm standen typische Rucksacktouristen: Wir legten sichtbar nicht viel Wert auf unser Äußeres, trugen Wanderschuhe, Jeans mit aufgescheuerten Knien, Holzfällerhemden und Palästinensertücher, waren ungekämmt und unrasiert. Mit etwas gutem Willen konnte man Simon für einen hübschen Stricher halten – ich dagegen werde eher wie der typische Schwulenklatscher ausgesehen haben. Der Mann fletschte seine gelben Zähne und ließ uns widerstrebend hinein.

Im Innern, an der schwach beleuchteten Bar, saßen drei ältere Männer, tranken Alkohol und schauten mürrisch drein. Zwischen ihnen war jeweils ein Platz frei. Einladend. Mir rutschte das Herz in die Hose. Der einzige freie Platz für zwei war an der Ecke des Tresens, genau im Blickfeld der drei Männer.

Ich bestellte zwei Biere vom Fass, die in unglaublich großen Gläsern serviert wurden. Simon wirkte ein bisschen

nervös. Die drei Männer starrten ihn an. Typisch, dachte ich, was war das bei Schwulen, dass der Heterokerl immer die meiste Aufmerksamkeit bekam? Weil er schwuler aussah als man selbst? Doch Simon brauchte sich keine Sorgen zu machen, niemand sprach uns an.

Als wir schließlich gingen, war meine Unschuld noch unbefleckt, Simon erleichtert und ich ziemlich niedergeschlagen. Diese Typen, die sich in einer dunklen Bar versteckten, auf irgendetwas warteten und nicht miteinander sprachen, sie ließen mich nicht los. Von den 1950ern bis in die späten Achtziger wurde uns von der Gesellschaft gesagt, dass wir im Großen und Ganzen genauso enden würden – tragisch, einsam und allein.

Doch dann wurde endlich die Apartheid abgeschafft, und Nelson Mandela legalisierte die Homosexualität. Wir drehten durch. Nach Jahren unter dem Stiefel erlebten wir unseren Prager Frühling, und die Menschen feierten. Schwule Bars und Clubs schossen wie Pilze aus dem Boden, waren vollgestopft mit Gästen, die kaum alle hineinpassten, und in den Hinterzimmern konnte man Sex haben. Ich erinnere mich daran, dass ein paar Übermütige vor den Augen der Polizei Gras rauchten. Aber wir hatten alle das Gefühl, dass es keine Rolle mehr spielte, was nun legal war und was nicht.

Nicht, dass alles glatt gelaufen wäre. Ich entging nur knapp einem Bombenanschlag auf eine schwule Bar in Green Point. Neun Menschen wurden schwer verletzt. Die Bar hat nie wieder aufgemacht.

Doch über die Jahre wurde Kapstadt zu einem schwulen Mekka, einem rosaroten Paradies, einem regenbogenbunten Dorf. Wir Schwulen aus der Mittelklasse hatten unsere Freiheit bekommen, ohne dass wir viel dafür gekämpft hätten.

Heute, im Südafrika des einundzwanzigsten Jahrhunderts, genießen Homosexuelle weitreichende Rechte, zu denen auch das Recht auf Eheschließung gehört. Am *Clifton Third*, dem schwulen Strand von Kapstadt, liegen Seite an Seite muskulöse Körper in allen Farben: schneeweiße und tiefschwarze, hell- und dunkelbraune, solariumgebräunte und sonnenbrandpinke. Im Hochsommer kann man zwischen all den schwulen Sonnenanbetern immer wieder Kleinfamilien unter einem Sonnenschirm sitzen sehen, denen die Zeichen der Zuneigung, die Berührungen, die gelegentlichen Küsse der Männer um sie herum offenbar gleichgültig sind. Ein schönes Werbemotiv für die in der Verfassung des Landes verankerten Menschenrechte. Schwarze und Weiße, Hetero- und Homosexuelle, Junge und Alte, Männer und Frauen, die alle friedlich in ihrer natürlichen Schönheit schwelgen. Inzwischen feiern wir, anstatt zu protestieren.

Allerdings gibt es auch eine andere Seite: Die Mehrheit der schwulen Männer in Südafrika ist schwarz und lebt unterhalb der Armutsgrenze. Ignoranz, kultureller Chauvinismus und religiöse Vorurteile, die kaum besser sind als der nackte Rassismus der Apartheid, machen es ihnen außerordentlich schwer, ihre in der Verfassung garantierten Rechte einzufordern. Sie sind immer wieder extremer homophober Gewalt ausgesetzt und daher ständig auf der Suche nach neuen Wegen, ihre Sexualität auszudrücken und auf diese Weise um Akzeptanz zu kämpfen - und sei's durch einen extravaganten Kleidungsstil, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Manche stehen auch unter dem Schutz lokaler Kleinkrimineller, denn auch unter Kleinkriminellen gilt es inzwischen als cool, schwule Freunde zu haben.

Während meiner Reise um die Welt hat mich eine Frage nie losgelassen: Was ist es, das mich am Konzept der

schwulen Identität stört?

Inzwischen greife ich, wie Gore Vidal, nach meinem Revolver, sobald ich die Worte *schwule Subkultur* höre. Früher war die schwule Szene eine politische, eine subversive Subkultur. Das machte einen Großteil ihrer Faszination aus. Doch in der westlichen Welt ist Homosexualität inzwischen so weit normalisiert, dass sie zum Mainstream gehört: die stereotypen schwulen Clowns in den Seifenopern, die schwulen Besserverdiener, auf die Autowerbungen und Marketingfachleute abzielen, durchtrainierte schwule Städtereisende, von denen Kapstadts boomende schwule Tourismusindustrie lebt, und die hübschen jungen Go-go-Boys, die auf den Umzugswagen der Gay-Pride-Paraden tanzen. Doch die Männer, die schwule Viertel und schwule Strände bevölkern, sind nur eine Spielart schwuler Identität, wenn auch eine sehr sichtbare. An den Orten schwulen Lebens dominiert ein bestimmtes Modell von Männlichkeit, das es schwulen Männern ermöglicht, sich ungezwungen in der Öffentlichkeit zu bewegen, solange sie selbstbewusst und jung, angepasst und karrierebewusst sind. Es handelt sich um ein konsumorientiertes Modell, das auf weltweite Verbreitung angelegt ist und dennoch enge Grenzen hat: Dicke und feminine, bi- und asexuelle sind ebenso ausgeschlossen wie ältere Männer, trotz des hinausposaunten Versprechens allgemeiner Glückseligkeit in einem pornografisch-kapitalistischen Nirwana, das aus nichts als Oberflächenreizen besteht.

Ist das wirklich der beste Weg, um die Rechte von Männern zu schützen, die Sex mit anderen Männern haben?

Im Zuge meiner Begegnungen mit Männern außerhalb der westlichen Welt bin ich zu der Überzeugung gekommen, dass es ein Vorurteil ist, wenn man meint, ohne

Coming-out sei ein authentisches Leben nicht möglich. Meine Erfahrungen haben mich gelehrt, dass die saubere Scheidung zwischen Hetero- und Homosexualität in vielen Teilen der Welt versagt – und dazu gehört nicht zuletzt auch jene Weltecke, aus der ich stamme.

Lange bevor die Idee der *westlichen Welt* geboren wurde, gab es Männer, die Sex mit Männern hatten – in fast jeder Gesellschaft, im alten China und Ägypten ebenso wie in den beiden Amerikas. Homosexuelles Verhalten war nicht nur in den antiken Hochkulturen eine allgemein akzeptierte Form der Sexualität, sondern auch in abgelegenen Gegenden wie Neuguinea oder dem Amazonas-Regenwald, lange bevor es zu ersten Kontakten mit dem *weißen Mann* kam.

Die Vorstellung, Homosexualität sei europäisch und damit unafrikanisch, ist ein böartiger Irrglaube, der auf meinem Kontinent nicht nur von korrupten afrikanischen Politikern, sondern insbesondere auch von weißen nordamerikanischen Evangelikalen verbreitet wird, die für Afrika nichts als Verachtung übrig haben. Die Behauptung, Homosexualität sei unafrikanisch, ist schwarzen Homosexuellen gegenüber so paternalistisch wie rassistisch.

In vielen Ländern – Russland, Äthiopien, Ägypten und Indien, um nur einige zu nennen – habe ich Männer kennengelernt, die Sex mit Männern haben und deswegen zum Spielball politischer Machtkämpfe werden, bei denen die Kontrahenten sich gegenseitig in der Ächtung und Verfolgung von Homosexuellen zu überbieten suchen.

Und überall habe ich erlebt, dass die Ober- und Mittelschicht tun und lassen kann, was sie will, während die Armen auf Gnade und Ungnade einer intoleranten Gesellschaft ausgeliefert sind.

Meine Reisen haben mir gezeigt, dass wir auch das, was wir zu wissen glauben, erst dann richtig begreifen, wenn wir es am eigenen Leib erfahren. Wir wissen alle, dass unser Verstand uns täuschen kann. Doch unser Körper kann das mindestens genauso gut.

Ich hoffe, dass ich den Männern, die ich unterwegs getroffen habe, gerecht geworden bin. Hier folgt eine Handvoll ihrer Geschichten.

Masree & Dahoud

BANANA ISLAND

Luxor, Ägypten

Seit meiner Besichtigungstour zu den Pyramiden weiß ich, dass eine Pyramide zu betreten etwas vollkommen anderes ist, als ihre berühmten Formen von außen zu bewundern. Im Inneren der Pyramide war es stockdunkel, und in der Luft hing der Geruch von getrockneten Fäkalien. Ich war, wie es schien, vollkommen allein. Zögerlich tastete ich mich auf dem unebenen Boden voran und fragte mich, was ich hier drinnen eigentlich suchte, als ich ganz in der Nähe ein seltsames Geräusch hörte. Wie Stoff, der über Stein reibt. Ich konnte absolut nichts sehen. Dann berührte mich eine Hand an der Hüfte und fand schnell den Weg zu meiner Leiste, eine große raue Hand mit langen Fingernägeln. Ich machte einen Satz zurück, rannte blindlings in Richtung Ausgang und kam mir dabei vor wie Adela Quested in E.M. Forsters *Reise nach Indien*, auf ihrer Flucht aus den Marabar-Höhlen.

Ägypten kann auf eine reiche homosexuelle Geschichte zurückblicken – von den transvestitischen Tänzern unter Muhammad Ali Pascha (dem Gründer des heutigen Ägypten, der öffentliche Tanzdarbietungen von Frauen verboten hatte) bis zur berühmten Oase Siwa, wo noch in den 1930er Jahren Jungen miteinander verheiratet wurden (sehr zum Ärger der bigotten britischen Kolonialmacht, wie

ich hinzufügen muss). Die englischen Reisenden, die im achtzehnten Jahrhundert nach Ägypten kamen, äußerten sich regelmäßig voller Abscheu über die homosexuellen Aktivitäten, die auf allen Ebenen der ägyptischen Gesellschaft verbreitet waren, vom Sultan bis zu den Fellachen.

Nach heutigem Kenntnisstand findet sich der weltweit älteste Nachweis für Homosexualität in Afrika, genauer gesagt: in Ägypten, in der Nähe von Gizeh. Es handelt sich um das 4390 Jahre alte Grab von Niankhkhnum und Khnumhotep, zweier Männer, die gemeinsam beerdigt wurden, um gemeinsam ihre Reise ins Jenseits antreten zu können. Die Fresken an den Wänden der Grabkammer zeigen die beiden in inniger Umarmung und beim Austausch von Nasenküssen (eine Form des Kusses, die zu dieser Zeit auch von heterosexuellen Partnern bevorzugt wurde).

Männer, die Sex mit Männern hatten, wurden *Lotis* genannt, ein Wort, das sich von dem Propheten Luth ableitet, eben jenem, der nach Sodom geschickt wurde und in der Bibel *Lot* heißt. Der Islam betrachtet homosexuelles Verlangen als angeboren, verbietet es jedoch, diesem Verlangen nachzugeben. Folgt man der Auslegung einflussreicher Koranglehrter, so betrachtete der Prophet Mohammed zwei Männer, die sich liebten, deren Liebe aber platonisch blieb, als Märtyrer, die für ihre aufopferungsvolle Enthaltsamkeit von Gott belohnt werden würden. Doch sind schon aus dem Mittelalter verschiedene Schriften bekannt, die einen offeneren Umgang mit Homosexualität anzeigen. Neben den flüchtigen Erwähnungen in *Tausendundeiner Nacht* sind hier vor allem die Gedichte der Sufis zu nennen, die vielfach Widmungen an ihre jungen christlichen Bediensteten enthalten (was heute gerne verschwiegen wird). Sufis

scheinen sich überhaupt wenig um gesellschaftliche Zwänge geschert zu haben. Man darf annehmen, dass ihre idealisierte, poetisch überhöhte Liebe zu den jungen Männern oftmals die Grenze zur physisch-penetrativen überschritt. Mich jedenfalls erinnern ihre Lobgesänge an die Beschreibungen in Platons *Symposium*, das mir zum ersten Mal in der Universitätsbibliothek in meine zitternden Hände fiel – und mir endlich den philosophischen Beweis dafür lieferte, dass ich keine Anomalie war. Ich wünschte, solche Schriften wären auch den jungen Ägyptern zugänglich, die schier verzweifeln an jener *Liebe, deren Namen man nicht nennen darf*. Sie sollten nicht länger aus der Geschichtsschreibung ihres Landes getilgt werden.

Ein Jahrzehnt vor dem sogenannten Arabischen Frühling besuchte ich Luxor, wo ich an einem Spätnachmittag die Corniche, Luxors breite, aber eher langweilige Nilpromenade entlangschlenderte. Eigentlich galt sie als beliebtes Ausflugsziel, doch die Promenade war menschenleer, es war gespenstisch still. Vielleicht hatte man sich immer noch nicht von dem Massaker an achtundfünfzig Touristen erholt, das islamische Fundamentalisten am Westufer des Nils verübt hatten, im Schatten des Totentempels der Hatschepsut. Die Reisegruppe war mit automatischen Waffen niedergeschossen, die Leichen anschließend mit Macheten verstümmelt worden. In der ausgeweideten Bauchhöhle eines der Opfer hatten die Täter ein islamistisches Pamphlet hinterlassen.

Ein junger Mann auf einem Fahrrad fuhr ein paarmal an mir vorbei; wann immer er durch ein Schlagloch holperte, klirrte leise seine Fahrradklingel. Nach einer Weile hielt er in einiger Entfernung von mir an, stieg ab und warf mir

einen prüfenden Blick zu, die Arme vor dem Körper verschränkt. Mit einer Mischung aus Interesse und Scheu ging ich auf ihn zu, wobei ich dachte: »Bitte, nicht noch ein verdammter Bettler!«

Als ich an ihm vorbeikam, begann er, sein Fahrrad neben mir herzuschieben.

»Hey Mister! Amerikaner?«

»Afrikaner«, antwortete ich.

Er lachte. Sein Gesicht war eingerahmt von vollen, unordentlichen Locken, seine Haut dunkelbraun. Er trug eine dünne, grauweiße Galabija aus Baumwolle, auf der die Fahrradkette ein paar Ölflecken hinterlassen hatte. Irgendwie schwarzafrikanisch, dachte ich, wie ein Nubier. Nordafrika war eben nicht gleich Nordafrika. Warum sahen diese ägyptischen Jungs (und, ehrlich gesagt, auch einige der Polizisten, in ihren makellos weißen Uniformen) nur so verdammt gut aus? Waren es die Augen, mit ihren perfekten Konturen, wie das Hieroglyphenauge des Ra – die Augäpfel schneeweiß, die Iris in tiefem Braun? Oder die perlweißen Zähne, die durch den dunklen Teint noch heller strahlten?

»Mein Name: Captain Masree.«

»Captain!«, sagte ich und versuchte, möglichst respektvoll zu klingen.

»Ich habe Boot. Willst du Bootsfahrt? Sehr billig!«

Der Pier war nicht weit, wir gingen direkt darauf zu.

»Es ist schon spät – «, antwortete ich.

»Heute guter Wind. Kein Anschieben.« Er grinste, ich lachte. Es war ein guter Witz. »Wir zurück ... zwei Stunden. Spezialpreis für dich. Siehst du – kein Geschäft heute.« Er zeigte auf die leergefegte Promenade.

Ich war noch nie besonders gut im Feilschen, also wurden wir uns schnell einig. Ich hatte das Gefühl, dass

der Preis, den er mir nannte, angemessen war – wenn man die schlechte Auftragslage einmal außer Acht ließ.

»Boot sehr sicher«, versprach er mir und zeigte auf eine Feluke, die Ähnlichkeit mit den Segelbooten hatte, die ich aus Madagaskar kannte. Nur dass hier der Ausleger fehlte. Im Boot saß ein zweiter, etwas jüngerer Mann mit nacktem Oberkörper. Er war damit beschäftigt, Seile zu flechten.

»Heißt Dahoud«, sagte Masree.

Dahoud schenkte mir ein unfassbar breites Grinsen. Das Grinsen verschwand auch nicht, als ich das Boot inspizierte. So strahlte ich meinen Zahnarzt auch immer an.

Nach kurzer Zeit legten wir ab, und das vom Wind geblähte, weiße Segel trug uns hinaus auf den breiten Fluss. Auf dem Wasser war es deutlich kühler, doch ich hatte mir am Morgen einen leichten Sonnenbrand geholt, auf den Armen und im Nacken, und der sanfte Wind verstärkte das Brennen. Als würde Terpentin auf der Haut verdampfen.

Dass Flussufer schwamm zu einer dunklen Linie, obwohl wir noch nicht allzu weit hinausgefahren waren. Ich überlegte, ob ich wohl zurückschwimmen könnte, falls das Boot sank.

»Woher kommst du?«, fragte Dahoud, der am Ruder stand.

»Kapstadt, Südafrika.«

»PAGAD«, sagte er zu meiner Überraschung. PAGAD, das war eine umstrittene Bürgerwehr, die hauptsächlich aus Muslimen bestand: *People Against Gangsterism and Drugs*.

»Was arbeitest du?«, fragte er.

»Journalist«, sagte ich.

»Foto machen?«

Er bestand darauf. Also holte ich meine Kamera heraus. Sie juchzten vor Freude, ließen Ruder und Segel fahren

und stellten sich in der Mitte des Bootes auf, die Arme umeinander. Es war ein bezaubernder Anblick.

Als wir noch weiter draußen waren, fragte Masree: »Bist du verheiratet?«

Er nickte wissend, als ob sich sein Verdacht bestätigt hätte, und leckte sich die Lippen, die jetzt hell in der Sonne glänzten. »Willst du *Banana Island* sehen?«

»Wo ist das?«

Er zeigte irgendwo in die Ferne.

»Vielleicht.« Ich hatte von der Insel gehört. Sie sollte sehr schön sein.

»*Banana Island* könnte dir gefallen – vielleicht.«

»Warum? Was gibt's denn dort zu sehen?«

Die beiden jungen Männer kicherten.

»Vielleicht magst du ägyptische Bananen?« Er drehte sich gegen den Wind, sodass die Galabija gegen seinen Körper gedrückt wurde. Mit den Händen zog er den Stoff glatt – ich konnte deutlich die Umrisse seiner langen, baumelnden Frucht erkennen.

»Ägyptischer Mann gut. Einhundertfünfzig Pfund«, sagte Masree. Wahrscheinlich war es nicht allzu schwer gewesen, mir auf die Schliche zu kommen: Single, weiß, männlich, einer von denen, die seinem Blick nicht auswichen.

»Und ich? Gefällt dir?«, fragte Dahoud plötzlich.

»Er nur hundert Pfund«, lachte Masree. »Keine große Banane wie ich.«

Dahoud protestierte und schlug sich auf die Brust.

Masree quietschte vor Vergnügen. »Willst du blasen?«

Unerwartet sagte Dahoud etwas auf Arabisch, er klang besorgt, Masree drehte sich um. Eine andere Feluke steuerte auf uns zu.

Es war ein größeres Boot, mit zwei Lateinersegeln und in deutlichem besserem Zustand. Der Rumpf war frisch lackiert. An der Reling saßen zwei westliche Touristinnen,

die ich auf Anfang fünfzig schätzte. Eine trug ihr Haar adrett unter einem pinken Kopftuch, die andere schützte ihr Gesicht mit einem Sonnenhut, den sie mit einer Hand festhielt, damit er nicht davonflatterte. Beide hatten sich in schlecht sitzende Bikinis gezwängt, die bestimmt ein paar Nummern zu klein waren. Auf ihrer weißen Haut lag ein dünner Film aus Schweiß und Sonnencreme, ihre Augen waren hinter großen Designersonnenbrillen verborgen.

Das Boot wurde von drei attraktiven, jungen Männern gesteuert, einer trug eine beeindruckende blassblaue Galabija. Auf dem Deck standen große Weidenkörbe, aus denen auffällig große (und schon leicht überreife Bananen) hervorlugten. Und Champagnerflaschen, die mit dem orangefarbenem Etikett. Kopfhaltung und baumelnde Arme der Frauen ließen vermuten, dass sie leicht angetrunken waren. Wir Westler ignorierten uns, doch die jungen Männer auf den beiden Booten wechselten lachend ein paar Worte auf Arabisch miteinander, während die Boote aneinander vorbeiglitten.

Sobald sie außer Hörweite waren, sagte Masree: »Jetzt zu *Banana Island!*«

»*Mañana, no bananas today*«, sagte ich betont teilnahmslos, blickte hinaus aufs Wasser und versuchte, mich an den Rest des Textes zu erinnern.

»Komm! Wird dir bestimmt gefallen! Zweihundert Pfund – Dahoud und ich, Spezialpreis. Zwei Ficks!« Er rieb über den sich wölbenden Stoff seiner Galabija, als ob er Metall polieren wollte.

Dahoud und Masree waren beide wunderschön. Doch es war mir peinlich, dass sie sich mir anboten.

»Nein, bitte – bringt mich einfach zurück zur Küste.«

»Schöner Fick. Schau, groß, sehr groß!« Masree presste beide Hände gegen den Penis unter dem Stoff. »Du kannst blasen!«

»Nein!«, rief ich. »Ich sagte: Nein!«

Ich schaute hilflos zum fernen Ufer hinüber. Sie starrten mich feindselig an. Wie albern – ich war gefangen auf einem Boot mit zwei gut aussehenden Strichern, die mich anflehten, ihnen einen zu blasen.

»Zurück zum Hafen, jetzt! Oder es gibt kein Geld für die Bootsfahrt – kein Geld für nichts!« Ich schrie fast, so wütend war ich.

Es folgte eine lange, peinliche Stille. Schließlich wendeten sie das Boot dann doch. Es kostete sie einige Kraft, gegen den Wind zu kreuzen.

Ich war dankbar, dass sie dadurch für eine Weile beschäftigt waren. Innerlich war ich immer noch wütend. Sex hat die Angewohnheit, sich ungewollt in alles Mögliche einzumischen.

Doch beim sanften Schaukeln des Bootes, dem Anblick des goldenen Sonnenlichts und des schlammig-blauen Wassers war mein Ärger dann bald verschwunden. Was blieb, war ein Gefühl der Bestürzung. Ich dachte an die Jungs, die ich auf anderen Reisen getroffen hatte. Aber diese Begegnungen waren anders abgelaufen. Sie hatten zumindest versucht, den Schein zu wahren, dass wir uns auf Augenhöhe begegneten. Die Bezahlung war dann eher ein Geschenk gewesen. Sie waren schwul und gefangen in ihren Kulturen, und ich half ihnen gewissermaßen bei der Entdeckung ihrer sexuellen Identität. Doch diese zwei Kerle mit ihrer Feluke waren nicht schwul. Sie verkauften ihre Körper.

Wer weiß, vielleicht gefiel es ihnen. Vielleicht waren sie einfach nur geil und liebten es, einen geblasen zu bekommen und auch noch Geld damit zu verdienen. Und in dieser Gegend galt sowieso, dass nur der passive Partner wirklich homosexuell war. Der Arsch eines westlichen Touristen war einfach ein Geldautomat, ein hässliches

Loch, in den man einen Schwanz statt einer Bankkarte schieben musste, damit das Geld heraussprudelte.

Es fehlte nicht an Touristen, die scharf darauf waren, ihre Köpfe unter Galabijas zu stecken. Und auch nicht an Jungs, die die weißen Affen nur zu gerne mit ihren Bananen fütterten. Wie lange würde es noch dauern, bis Ägypten ein zweites Pattaya wurde? Hatten diese Jungs Kondome auf ihren Feluken? Ich bezweifelte es. Nicht mehr lange, und die Seuche würde auch hier um sich greifen, wie im Rest der Welt.

Interessierten sich die Freier für die Männer, die sich ihnen anboten? Oder waren sie nichts weiter als eine exotische Ware – ein Abenteuer aus tausendundeiner orientalistischen Fantasie, ein Ausstellungsstück in einer erotischen Galerie, das man anfassen, ausprobieren und danach wegwerfen konnte?

Am Ende verabschiedeten wir uns freundlich. Dahoud und Masree gaben mir ihre Namen und Adressen und ich versprach, ihnen Abzüge der Fotos zu schicken. Ich konnte nicht sagen, ob sie meine Entscheidung respektierten oder mich im Gegenteil dafür hassten, dass ich ihr Angebot abgelehnt und ihren Nachmittag verschwendet hatte. Ich bezahlte sie für den Bootsausflug. Und ich gab ihnen die zweihundert Pfund.

Zurück in meinem feinen Touristenhotel, ging ich in den Speisesaal, auf der Suche nach einem stillen Plätzchen, an dem es hell genug war, um meinen Kavafis zu lesen. Zwischen den anderen Gästen entdeckte ich die beiden britischen Frauen, die ich auf der großen Feluke gesehen hatte. Sie waren inzwischen vollkommen betrunken, offensichtlich hatten sie nach ihrer Rückkehr einfach weitergemacht. Ich hörte, wie die eine von *Banana Island* sprach und dabei laut auflachte. »So bin ich schon seit

Jahren nicht mehr gefickt worden«, sagte sie kichernd. Dann brachen sie beide in Gelächter aus.

Doch ich wusste ja schon, dass es nicht nur die alten, fetten, weißen schwulen Männer waren, die auf dem Nil ihren Hobbies nachgingen.

William

HEIDNISCHE RITEN

Damaskus, Syrien

Die syrischen Grenzbeamten wollten mir nicht erklären, warum ich festgehalten wurde. Der Polizist zeigte auf eine Bank: »Hinsetzen.«

Natürlich war es ihnen egal, ob William es inzwischen aufgegeben hatte, auf mich zu warten. Falls ja, war ich verloren. Mein letzter Kontakt zu ihm war eine Mail gewesen, vor über einem Monat. Seither hatte es keine Möglichkeit gegeben, ihn in der Wüste zu erreichen. Er war in der Nähe von Maalula mit archäologischen Ausgrabungen beschäftigt.

Wir waren hier in Damaskus verabredet – in Williams Worten: »wie unter Beduinen«. Man macht Monate im Voraus eine Zeit und einen Treffpunkt aus und erscheint dann, verabredungsgemäß. Keine Handys, keine E-Mails, keine Terminbestätigung. Während ich wartete, amüsierte ich mich im Stillen damit, Worte zu erfinden: *Wartelange*, *Grenzdummizei*.

Plötzlich stand ein kleines Mädchen vor mir, die Haare zu einem Zopf geflochten. Sie glotzte mich an, ziemlich unverschämt, richtete ihre Kamera auf mich und machte – Blitz – ein Foto von mir. Sofort sprang der Polizeichef auf und schrie etwas auf Arabisch. Offenbar wollte er wissen, wer da fotografiert hatte. Wir schauten alle zu Boden.

Heimlich streckte ich dem Mädchen, das sich schnell wieder zwischen ihre Eltern geflüchtet hatte, die Zunge heraus. Ihr Gesicht war vor Scham rot angelaufen. Der Beamte schnaubte wütend und machte sich wieder an den Papierkram, nicht ohne uns vorher mit einem hasserfüllten Blick zu bedenken.

Ein Polizist, vielleicht derselbe wie zuvor – sie trugen alle den gleichen Schnurrbart – kam zu mir herüber, um mir mit militärischer Gründlichkeit Fragen ins Gesicht zu bellen.

Wie lange wollen Sie in Syrien bleiben? Wie viel Geld haben Sie bei sich? Wo werden Sie wohnen?

Nach jeder Frage verschwand er in einem unheilvoll aussehenden Flur, von dessen Wänden die Ölfarbe blätterte. Eine Zeit lang konnte man noch seine hallenden Schritte hören, dann das kalte Scheppern einer zufallenden Metalltür.

Was ist Ihr Beruf?

Nach jeder meiner Antworten zog man sich bis zu zehn Minuten zur Beratung zurück. Und jedes Mal sah ich, wie mein Reisepass anschließend zurück zum Schalter des Zollbeamten gebracht wurde. Diskussionen auf Arabisch folgten. Vielleicht unterhielten sie sich auch über Sport oder ihre Schwiegereltern. Wieder und wieder machte mein Pass die Runde vom Zoll zur Polizei und zurück.

Wo ist Ihre Frau? Sind sie hier im Urlaub?

Ich hatte inzwischen genug Erfahrung mit Bürokratie, von den mürrischen Zollbeamten Ihrer Majestät in Heathrow bis zu der barfüßigen, kaugummikauenden Grenzbeamtin, die in Simbabwe meinen Pass gestempelt hatte (und währenddessen übers Handy fröhlich mit einer Freundin tratschte), um zu wissen, dass es in solchen Situationen darauf ankam, geduldig und nach außen hin ruhig zu bleiben.